

Zum achtzigsten Geburtstag
von Siegfried Lenz
am 17. März 2006

Literatur als Heimatmuseum

Wolf Scheller

In seinem vor drei Jahren erschienenen, insgesamt vierzehnten Roman mit dem lakonischen Titel *Fundbüro* lässt Siegfried Lenz die Hauptfigur, den jungen Angestellten Henry Neff, in der Position des ewigen Verlierers verharren. Nicht weil er einen negativen Helden vorführen will, sondern allein aus dem Grund, weil Lenz die Verlierer liebt. Neff ist die klassische Lenz-Figur des Nonkonformisten, der unter der Anleitung des Autors zum lebenswerten Außenseiter mutiert, einer, der ständig heimwärts blickt, nicht vorwärts strebt, sondern schlicht bekennt: Ich will da bleiben, wo ich bin.

Einerseits erkennt man dabei den „klassischen“ Erzähler Lenz, der sich in Augenblicken forciertes Besinnlichkeit zu verlieren scheint. Auf der anderen Seite kann man sich da bei diesem wundersam altmodischen Autor so zu Hause fühlen, als gäbe es in seinem heimwärts orientierten Erzählen eben nur diese Gesetzmäßigkeit. Dabei konnte man Verlässliches bei Siegfried Lenz immer schon voraussetzen: Jedes seiner Bücher, auch wenn es dem Autor missraten war und von der Kritik arg gebeutelt wurde, war ein Ereignis. Lenz' Romane und Erzählungen nicht zu kennen, sie nicht sogleich „aktuell“ zur Kenntnis genommen zu haben würde jedem Rezensenten als Sakrileg angekreidet. Auf diese Weise wird jeder „neue Lenz“ zum Verkaufsschlager, ein Selbstläufer mit Anspruch auf ständige Reservierung in der Bestseller-Statistik.

Das zweite Moment dieser Verlässlichkeit bei dem gebürtigen Ostpreußen:

Siegfried Lenz will nicht einfach nur erzählen, vom Früher, von der alten Heimat, der verlorenen, raunen, vom Osten und seiner deutschelbischen Innerlichkeit – der Schriftsteller Siegfried Lenz will sein Lesepublikum belehren, unterrichten im besten Sinn des Wortes. Seine Geschichten betreffen die menschliche Lage und damit auch die individuelle Existenz des Erzählers. In seinen frühen Romanen bleibt der Erzähler noch anonym. Später scheint er sich geradezu aufzudrängen, wenn die sachliche Beschreibung in erlebnishafte Darstellung verwandelt wird.

Moralische Autorität

Sein Selbstverständnis als Schriftsteller hat Lenz früh gefunden. Er ist ein Aufklärer, ein Autor, der bescheiden, unpräntiös und unpathetisch sein literarisches Wirken stets als ein moralisches, rational aufklärendes Arbeiten begreift. Er selbst würde dies so aber nie sagen. Doch viele sehen in ihm eben auch diese moralische Integrität und Autorität – ob er es will oder nicht. Man vertraut ihm, und das hat seinen Grund schon in seinen frühen Erzählungen, etwa in den *Masurischen Geschichten*, die 1955 unter dem Titel *So zärtlich war Suleyken* Idylle und Schwank zur heilen Welt verdichteten. Es sind Schnurren, seltsame Begebenheiten, die meistens mit einem erfreulichen Kick enden.

Ältere Leser, nicht nur solche, die als Heimatvertriebene einen besonderen Zugang zum Erzählen Lenz' fanden, waren geradezu süchtig nach diesem sanften, unpolemischen Erzählton. So entstanden

immer wieder neue Geschichten und Romane, jeder von ihnen im Grunde eine neue *Deutschstunde* – so der Titel seines wohl berühmtesten Romanes, der 1968 ein überragender Erfolg wurde.

Bücher als „Deutschstunden“

Seine Bücher sind „Deutschstunden“, zwar sehr abwechslungsreich – man denke nur an das Thema Ökologie, wie es Lenz in *Exerzierplatz* oder in *Heimatmuseum* angegangen hat. Doch da ist er dann so detailverliebt, oft ein wenig betulich, so konzentriert auf das Erzählen der von ihm vorgeschickten Protagonisten, dass man unschwer die Botschaft entdeckt, die der Autor vermitteln will. Es steckt einfach eine Menge Pädagogik in diesem Schriftsteller. Er ist ein Geschichtenerzähler altmodischer Art, eben „ein Schriftsteller“, wie er 1962 bekannte, „ein Mensch, den niemand zwingt, das zu sein, was er ist“.

Doch bedient sich Lenz modernster Unterrichtsmethoden, das heißt: ganz traditioneller, indem er gut, unmittelbar und wohl auch ein bisschen hemmungslos erzählt. In manchem seiner Werke – etwa in dem Roman *Die Klangprobe* – zeigt sich aber dann freilich auch, dass der beste Pädagoge am Ende ins Rutschen geraten kann, wenn er sich über den guten Absichten und seinem guten Wollen im Dickicht seines Erzählens verirrt. Manche Leser mochten da zwar häufig genug die Absicht erkennen und sich dann ein wenig vergrätzt über die defizitäre Einlösung zurückziehen. Von Lenz abgewendet hat sich deswegen aber niemand.

Und einmal mehr wurde sein Publikum dann auch wieder eingeholt von dieser merkwürdig naiven Art des Erzählens, die sich von der vorangegangenen Kopfarbeit zu trennen vermag und ein neues vibrierendes Stück Leben anbietet. So etwa in dem Roman *Die Auflehnung*. „Siegfried Lenz“, so hat es einer seiner Verleger einmal formuliert, „braucht Ge-

schichten.“ Die Welt der Wirklichkeit besteht für ihn aus Geschichten, die man aufgreifen, einfach erzählen muss.

Hemingway, später William Faulkner waren die Vorbilder für Siegfried Lenz, der früh mit dem Schreiben begann. Aber davon ist schon seit langem bei ihm nichts mehr zu finden. Für Lenz – dem Kaschuben Grass in dieser Hinsicht durchaus ähnlich – spielten Krieg und Nachkriegszeit die dominierende Rolle. Das hing mit eigenem Erleben zusammen, mit Desertion und Flucht, mit dem Konflikt zwischen Pflichterfüllung und freier Gewissensentscheidung. Seine Erzählung *Ein Kriegsende* oder das *Feuerschiff*, aber auch die frühen Romane *Es waren Habichte in der Luft* oder *Stadtgespräch* stehen für die literarische Kärnerzeit dieses Autors, der eigentlich Lehrer werden wollte, dann Journalist – und der schließlich neben Böll, Grass und Walser der prominenteste deutsche Nachkriegsschriftsteller wurde. Er sieht das womöglich auch so.

Das Muster der Geschichte finden

Das, was er will, als Romancier, als Erzähler, hat er schon vor Jahr und Tag im Interview preisgegeben: „In der Geschichte das Muster zu finden, das die eigene Zeit erhellt und diesen ganzen Dschungel, in dem wir uns nicht zurechtfinden, ein wenig durchsichtig macht – darin sehe ich meine Aufgabe.“

Mit einem seiner ersten Werke, dem Erzählband *So zärtlich war Suleyken*, hatte sich Lenz melancholisch, milde und versonnen als ein eher konservativer Erzähler zu erkennen gegeben. Das hat ihm nicht nur Freunde gemacht. Aber so wie dieser Schriftsteller das tiefe Erinnern, die literarische Form des Erzählens als Bewahren und Festhalten einer vergangenen Welt begriff, musste er mit dem Vorwurf des Altmodischseins rechnen, ebenso mit dem in den siebziger Jahren verschiedentlich verbreiteten Verdikt,

seine Art zu schreiben und zu erzählen orientiere sich an einer kapitalistischen Ästhetik.

Was immer er schrieb – Romane, Geschichten, Anekdoten, Skizzen und Hörspiele, Dramen, Reportagen oder Essays –, es atmete den Geist nicht nur der Mirabelle, sondern vor allem den der Erkenntnissuche. Lenz wollte die Welt begreifen lernen, und er hat dabei durchaus die Vorstellung von einer besseren, menschenwürdigeren Welt. Dazwischen steht dann der große Roman *Das Vorbild*, für Lenz die Gelegenheit, grundsätzlich vor falschen Vorbildern zu warnen. Das Mündel will Vormund werden. Aber sowohl die *Deutschstunde* als auch das *Vorbild* – schon gar nicht der *Verlust* von 1981 haben sich der breiten Zustimmung erfreuen können, die die frühen Anfänge seines Erzählens kennzeichnete. Das mochte am Generationswechsel liegen. Diejenigen, die „ihren Lenz“ als ostpreußischen Heimatdichter verinnerlicht hatten, konnten mit dem „späteren“ Lenz nicht mehr so viel anfangen.

Hilflosigkeit der Kreatur

Das Urteil mancher Kritiker indes, er sei in Wirklichkeit nun doch ein unpolitischer Schriftsteller, mochte Lenz nicht gelten lassen. „Literatur und Politik“, so bekannte er 1978 bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Hamburger Universität, „sie verlangen nacheinander, und sie misstrauen sich.“ Da lag sein Engagement für die Ost- und Entspannungspolitik der sozialliberalen Koalition in Bonn schon wieder ein paar Jahre zurück. In den Wahlkämpfen dieser Zeit hatte er sich für Willy Brandt stark gemacht, darüber hinaus aber nie in die Tagespolitik eingemischt. Er blieb der Autor der kleinen, überschaubaren Welt, der Stadt, des Dorfes, des exemplarischen Schauplatzes, dabei immer interessiert an der Hilflosigkeit der menschlichen Kreatur – wie in der Novelle *Arnes Nachlaß*.

Siegfried Lenz am 6. November 2002 in München auf einer Pressekonferenz anlässlich der Auszeichnung mit dem „Internationalen Buchpreis Corine 2002“ für sein Lebenswerk.

© dpa, Foto: Ursula Düren



Auch dort erzählt er eine universelle Geschichte vom Scheitern eines sensiblen Jugendlichen in einer grausamen Umgebung. Es ist sein ureigenes Thema: die immer währende Geschichte vom enttäuschten Getäuschten. Denn der vierzehnjährige Arne ist ein Außenseiter, aber eben auch ein Verlierer, der um Freundschaft wirbt und im Eintausch seine moralischen Prinzipien aufgibt. So schwankt der Geschichtenerzähler Lenz immer wieder zwischen Sensibilität und Schwermut – und schließt dabei als Seelenbeschwörer einen „wirkungsvollen Pakt mit dem Leser“, wie er das vor mehr als vierzig Jahren einmal gesagt hat.